

Nicole Stolz

Der Traum von der Integration. Eine Kurdin in der Schweiz

Pinar Altan, geboren 1973 in der Türkei, lebt seit 1989 in Grenchen, arbeitet als Büroassistentin.

Die kurdische Familie Altan ist 1989 aus der Türkei in die Schweiz geflüchtet. In ihrer Heimat war die Mutter aktives Mitglied der türkisch-kurdischen kommunistischen Partei. Als zu Beginn der neunziger Jahre viele Parteimitglieder ermordet oder gefangenegenommen wurden, traten viele entweder der radikaleren kurdischen PKK bei oder flüchteten ins Exil, wo die meisten dafür kämpften, dass die Gefangenen in der Türkei freigelassen werden.

Pinar Altans Mutter liess sich vor vier Jahren scheiden, weil der Ehemann sie und die Kinder schlug. Sowohl Pinar als auch ihr ältester Bruder leben in einer eigenen Wohnung. Eins der insgesamt fünf Kinder befindet sich wegen eines Gewaltdelikts im geschlossenen Jugendstrafvollzug und steht vor der Ausschaffung in die Türkei. Pinar und ihr ältester Bruder haben seit vier Jahren keinen Kontakt mehr, nachdem er seine Schwester mit einem Messer angegriffen hatte, weil sie gegen den Willen der Familie heiratete. Pinar Altan lebt unterdessen ebenfalls von ihrem Ehemann getrennt, weil dieser sie mehrmals vergewaltigt hatte.

Das Interview mit Pinar Altan findet in der Wohnung ihrer Mutter statt, die demnächst ausziehen muss, weil es zu Konflikten mit der Abwärtsfrau gekommen ist. Frau Altan ist überzeugt davon, dass ihr gekündigt wurde, weil eines ihrer Kinder im Gefängnis sitzt und sie als Ausländerin diskriminiert wird. Während des ganzen Interviews ist die Mutter anwesend und verköstigt uns mit Tee, selbstgebackenem Fladenbrot und Käse, den sie im fünften Stock des Mietshauses aus frischen Milchprodukten selber herstellt. Ab und zu wirft sie während des Gesprächs auf türkisch etwas ein oder seufzt.

Auf die Frage, wie sie die letzten Jahre in der Türkei erlebt habe, beginnt Pinar Altan zu erzählen: «Meine Mutter ist im Grunde

genommen Hausfrau gewesen. Aber, eh, sie ist politisch tätig gewesen, also sie hat viel Politisches mitgemacht. Das heisst, herumgerannt für die Kurden und Leute, die in den Bergen sind. Sie hat geholfen, denen Essen zu bringen, und Demonstrationen mitgemacht. Die Leute sind also zu uns gekommen, wenn sie Hilfe gebraucht haben oder zum sich Verstecken. Also in der Art hat meine Mutter geholfen. Und mein Vater ist nicht zuhause gewesen, weil er ist auch gesucht gewesen, und er ist im Ausland gewesen. Er hat mit Arabern gearbeitet. Ich bin die Älteste von der Familie, von den Kindern. Ich musste natürlich das Mami und Papi spielen, weil meistens das Mami ist im Gefängnis oder auswärts gewesen. Und Papi war eben nicht daheim gewesen, acht Jahre, so. Gleichzeitig habe ich noch studiert.» Pinar beklagt, dass sie ohne Mutter zurechtkommen musste und für die Familie verantwortlich war. Ab und zu seien zwar Tanten gekommen, und der Grossvater sei häufig bei ihnen gewesen. Doch er sei vor allem damit beschäftigt gewesen, die gefangenen Familienmitglieder mit Nahrung und Medizin zu versorgen. Trotz des grossfamiliären Netzes hat Pinar das Gefühl, man habe sie allein gelassen.

Zur selben Zeit, als ihre Mutter erfuhr, dass sie sich für den Rest ihres Lebens würde verstecken müssen, weil die nächste Verhaftung lebenslängliches Gefängnis oder Foltertod bedeuten würde, ist Pinar aus dem Gymnasium geworfen worden. Der Mutter sei damals klar geworden, dass das Leben der Kinder «auch kaputt» wäre, wenn sie in der Türkei blieben. Da habe sie den Entscheid gefällt, aus der Türkei zu fliehen. Für sich selber und ihre Geschwister hätte Pinar jedoch auch die Möglichkeit gesehen, in eine andere Stadt zu ziehen und dort das Gymnasium nochmals zu beginnen. «Für uns wäre es einfacher gewesen als für Mami. Aber wir haben ja nicht sagen können: Jetzt muss Mami irgendwie lebenslang versteckt werden, und wir leben dann dort in Izmir oder Istanbul. Für Vater wäre das auch nicht gut gewesen. Und die Familie Altan haben wir ja gleichwohl noch gehabt, oder?» Also flüchtete die Familie Altan aus der Türkei, musste jedoch zwei Söhne beim Grossvater zurücklassen. 1989 verliessen sie mit anderen Flüchtlingen die Türkei mit Hilfe eines Schleppers in Richtung Italien. Dort teilte man die Geflüchteten in zwei Gruppen ein: die eine kam nach Deutschland, die

andere in die Schweiz. Zufällig landeten Altans in der Gruppe, die nach Basel gebracht wurde. «Die Schlepper haben uns einfach auf die Strasse gelassen. Sie haben uns gezeigt, so etwa zweihundert Meter müssen Sie laufen, dann ist dort ein Schiff in Basel, und dort müssen Sie sagen: «Wir sind Asylanten.» Sie haben uns das gesagt, aber wir haben ja nicht einmal die Sprache gekonnt, wir haben nichts gesehen, wir wussten nicht einmal, wie wir über den Fussgängerstreifen laufen sollten, nichts. Mit meinem gebrochenen Englisch haben wir dann gefragt und sind schliesslich dort angekommen, und sie haben uns angenommen. Aber dann haben sie sofort gesagt, hier habe es keinen Platz. Sie mussten uns in ein anderes Hotel bringen, wo sie uns von Kopf bis Fuss kontrollierten, ob wir gesund seien und noch fähig zum Leben. Dann nachher haben sie uns sofort in Basel so in ein Keller im Boden gebracht.»

Immer wieder und «sofort» mussten die Altans ihren Aufenthaltsort wechseln. Das Leben in der Schweiz gefiel Pinar nicht. «Also ich persönlich muss sagen, für mich war es eine totale Enttäuschung gewesen.» Eine Enttäuschung, die nicht zuletzt mit dem unvermittelten sozialen Abstieg zusammenhing. Pinar schämte sich, mit anderen Asylbewerbern zu reden. Jemand hätte zu Hause erzählen können, wie schlecht sie hier leben mussten. In der Türkei ist die Familie Altan, insbesondere mütterlicherseits, sehr bekannt und vermögend. Zudem verdiente Pinars Vater in Saudi-Arabien Dollars, die in der Türkei sehr günstig eingewechselt werden können. Und hier in der Schweiz musste die Familie Altan mit Leuten zusammen leben, mit denen sie normalerweise nicht einmal geredet hätte. «Und so viele Ausländer», beklagt sich Pinar und meint damit Flüchtlinge aus Afrika, Menschen, die sie vorher noch nie im Leben gesehen hat, «und so viele Männer». Die damals zwölfjährige Pinar, das einzige Mädchen dieses Alters im Luftschuttkeller, wagte sich anfänglich weder nachts aus dem Bett noch tagsüber für längere Zeit aus dem Keller. Gelegentlich seien sie und ihre Familie im Wald spazieren gegangen, doch dann hätten sie «wieder unten leben» müssen. Die Eltern hätten überlegt, ob es nicht besser gewesen wäre, wenn sie von den Schleppern nach Deutschland gebracht worden wären.

Nach einem zweimonatigen Aufenthalt im Luftschuttkeller wurde

die Familie in die Nähe von Interlaken gebracht, in eine jener Unterkünfte, die als grosses Auffanglager konzipiert waren und dazu dienen sollten, Asylsuchende im Schnellverfahren unterzubringen und nach Abklärungen gemäss dem vorgesehenen «Verfahren 88» baldmöglichst wieder auszuschaffen. Nach heftigen Protesten von verschiedenen Seiten gegen entsprechende Projekte in anderen Regionen der Schweiz wurde die Idee jedoch fallengelassen. Pinar Altan selber spricht nie von «Lager» oder von «Unterkunft», sondern von dem «Hotel» oder «Restaurant», in welchem sie untergebracht waren. Pinar lebte dort sechs Monate mit Geschwistern und Eltern in einem Zimmer, sie wusste aber immerhin wieder, wer im Bett nebenan schlief. Damals hatte Pinar «nur eines im Kopf gehabt, wir werden einen negativen Entscheid erhalten, wir werden das hier wieder verlassen müssen, wir wissen nicht, wo wir hingehen. Und wenn wir zurückgehen, müssen Papi und Mami ins Gefängnis. Gescheiter also irgendwie einen Fuss vorwärts bringen.» Deshalb habe sie ihre Zeit nicht mit Spielen verbracht, sondern habe begonnen, die Verantwortung zu übernehmen, die sie schon in der Türkei hatte. Sie begann selbständig Sprachen zu erlernen, zuerst Italienisch, um mit der Putzfrau sprechen zu können, später Deutsch.

Sie fing mit dem Übersetzen an, ihrer Hauptbeschäftigung in den ersten Jahren. Sie wollte weiterkommen, das Schicksal in die eigenen Hände nehmen. Sie wehrt sich auch heute gegen die Auffassung, übergeordnete Strukturen würden den Lauf der Welt bestimmen. Persönliche Initiative und individuelles Handeln sind für sie entscheidend. Obwohl die Familie Altan eine der aktivsten Familien im Kampf um das Asyl und gegen das «Verfahren 88» war, macht sich Pinar Altan selber kein präzises Bild von der Schweiz und der Asylpolitik. Indem sie sich immer wieder fragend an die Mutter wendet, beschreibt Pinar die Zeit um den ersten negativen Entscheid: «Die Elisabeth ... wie ist ihr Name gewesen, die Frau Präsidentin, die Frau Präsidentin Kopp hat entschieden, jetzt müssen alle in diesem Hotel in ein Flugzeug. Nachher haben wir einfach gepackt, und die Frau Pfarrerin hat uns alle in die Kirche genommen.» Aus Pinar Altans Perspektive ist es nur der couragierten Pfarrerin zu verdanken, dass sie einen weiteren Schritt vorankamen. Dass ein ganzes Netz

von Organisationen und Einzelpersonen an dieser Kirchenasyl-Aktion beteiligt war, geht in ihrer Erzählung ebenso unter wie die politische Dimension des Hungerstreiks von 140 Personen. Dieser hatte dazu beigetragen, dass die Grosslager keine Option mehr darstellten und die Asylgesuche der Hungerstreikenden nochmals geprüft wurden: «Sie haben schnell so ein Gesetz gemacht, oder, diese Frau, die Präsidentin. Das war aber nur so ein kleines Theater, weil sie die Kirche wieder zum Beten haben wollten. Und wir haben geglaubt, dass wir jetzt bleiben können – aber nach drei Monaten war schon wieder ein negativer Entscheid da.»

Die Familie Altan musste Hals über Kopf untertauchen. Ein Jahr lang blieb sie illegal in verschiedenen Verstecken in der Schweiz. «Die Koffer sind gepackt, die Angst, entdeckt zu werden, und das Gefühl, wir gehören nicht hierhin», umschreibt Pinar diese verlorene Zeit, in der sie nicht zur Schule gehen konnte, untätig herumsass und *Börek* zubereitete.

Endlich kam der positive Entscheid: «Ich habe mich gefreut, als die Schule wieder angefangen hat. Andere Leute, gleichaltrige Leute sehen, mal etwas anderes, wirklich mal sehen, was Spielen ist, mit einem Ball spielen. Und wirklich frei atmen, und auf der Strasse laufen zu dürfen.»

Die beiden Brüder konnten nun in die Schweiz nachgeholt werden. «Und dann, als alles wieder gut gegangen ist, als wir uns gefreut haben, jetzt sind wir wirklich eine Familie, da hat es angefangen ...» Immer häufiger kam es zu handfesten Streitereien zwischen den Eltern. Am kontinuierlichen Zerfall der Familie seien nicht die Umstände schuld gewesen, sondern das Unvermögen und das Unverständnis einzelner. Schuld sei die frühere Abwesenheit des Vaters gewesen, der es nicht geschafft habe, das Vertrauen und die Liebe der Familie zurückzugewinnen. Er sei ein Fremder geblieben. Daraus habe sich auch dessen langdauernde Arbeitslosigkeit ergeben: «Er sass immer herum und wollte Chef spielen.» Als er endlich merkte, dass er hier nie in einer Position wie in Saudi-Arabien würde arbeiten können, sei es zu spät gewesen. Schliesslich sei er zu schwach und zu klein gewesen, um wieder auf dem Bau zu arbeiten. In den zwei Jahren, die sie warten mussten, habe er die Kraft verloren. Er habe

kein Ziel vor Augen gehabt und sei zu lange zu stolz gewesen, um irgend eine Arbeit anzunehmen. «Wenn er gearbeitet hätte, wäre er zu müde gewesen, um die Mutter zu schlagen, und wir Kinder hätten ihn mehr respektiert.» Doch selbst in der durch hohe Arbeitslosigkeit unter Ausländern geprägten Situation am Jurafuss, wo die Familie lebt, lässt Pinar Altan strukturelle Gründe nicht als Entschuldigung gelten. Dass es der Vater verpasst hat, Eigeninitiative zu ergreifen, will Pinar nicht verstehen. Sie selber habe bald begonnen, jeweils nach der Schule im Service zu arbeiten, während ihr Vater sich geweigert habe, in einer Küche abzuwaschen.

Auch die Haltung der Mutter stösst bei Pinar auf Unverständnis: «Ich habe ihr gesagt: «Du musst nicht alles auf Politik geben», aber bei ihr ist es immer noch so. Ihr Lebensstil ist nur so: Politik, zu den Leuten im Gefängnis schauen. Sie würde uns jetzt sogar verlassen, also die zwei Kinder, die jetzt da sind, und lieber zu ihnen gehen und ihnen dort im Gefängnis kochen. Ich sage es ihr grad auf ihr Gesicht. Und jedesmal, wenn das Gespräch darauf kommt, streiten wir uns sehr. Weil ich einfach dagegen bin, ich mache keine Politik. Ich mache Politik in mir drinnen, damit ich den Leuten helfen kann. Wie soll ich diesen Leuten dort im Gefängnis helfen können? Auch wenn ich zwanzig Zeitungen verkaufe, das nützt nichts. Lieber hier Leuten helfen, die Hilfe brauchen. Eben Leute so wie ich. Sie hat ihr ganzes Leben für diese gegeben, das kann man nicht mehr ändern. Also wenn ich meiner eigenen Familie nichts geben kann, wie kann ich dann anderen Leuten etwas geben? Das war ihr Fehler.» Für Pinar Altan ist es unverständlich, dass die Mutter, die bereits in der Türkei die Familie aufs Spiel gesetzt hatte, sich in der Schweiz wieder für Fremde im Gefängnis statt für ihre Kinder einsetzt. Die politische Aktivität der Mutter habe auch zum Streit mit dem Ehemann geführt, der ihre bedeutende Position in der Schweiz schlecht ertrug: Viele würden Frau Altan kennen, wenige Herrn Altan oder dann nur als ihren Mann.

Schliesslich verlässt Pinar Altan das Elternhaus. Einmal mehr habe es Streit gegeben wegen ihres Verhaltens. Wenn sie zum Beispiel einen Minirock trug, habe ihr die Familie vorgeworfen, die gesamte türkische Gemeinschaft vom Bodensee bis nach Genf wisse, dass die

Tochter Altan unanständig angezogen sei. Doch anstatt miteinander zu reden, seien die Eltern an politische Veranstaltungen gegangen. Pinar Altan zog zu ihrem damaligen Freund und heiratete ihn, als sie volljährig wurde.

Erst in der Schweiz habe sie gelernt, erzählt Pinar Altan, was «menschliches Verständnis» bedeute – eine Art von «Solidarität», die sie in der Türkei nicht erlebt habe, deren Fehlen auch zur Scheidung der Eltern geführt habe. Wenn sie Probleme hat, wendet sie sich an Schweizerinnen und Schweizer, von denen sie weiss, «dass sie mich verstehen, menschlich verstehen. Zum Beispiel, wenn ich geweint habe und mich über die Eltern beklagen musste, habe ich gewusst, was für ein Gefühl diese Menschen mir gegenüber haben». Dass sie über Persönliches habe reden können und nicht politische Aktivitäten mitmachen musste, war ihr eine grosse Hilfe. Auch die anderen Geschwister hätten sich diese Beziehungsnetze aufgebaut und dort viel Wärme und Bestätigung erhalten. Solidarität deutet Pinar Altan als ein bürgerliches Kleinfamilienmodell, als Glück im überschaubaren Kleinen. Mit dieser Vorstellung grenzt sich Pinar vom Leben der Mutter ab, das durch die Politik bestimmt ist. Sie wirft ihr vor, eine pauschale Vorstellung von Rassismus zu haben, die ihr das Leben in der Schweiz erschwere. «Die Leute, die mehr mit Schweizerinnen leben, denken nicht so, die schauen eben genau und sagen, die ist ein bisschen schräg im Kopf. Aber es ist schwer, das den Leuten beizubringen. Aber man muss wirklich die Wahrheit sagen. Weil das Problem, dass es unserer Familie schlecht gegangen ist, das war das fehlende gegenseitige Verständnis, dass die Familienbande nicht gut gewesen sind. Das merkt man nicht bei zwei Kindern, man merkt es erst bei fünf, sechs, sieben Kindern, weil es dann sechs, sieben, viele Probleme hat. Bei zwei sieht man immer nur ein Problem, dann erst das nächste, weil das erste wieder gut ist. Aber wenn man fünf hat, kaum ist der fertig, kommt der und der und das dritte Problem und dann habe ich drei Probleme auf einmal. Nur weil es fünf sind. Das ist unserer Familie passiert. Ganz kurz und einfach gesagt.»

Doch auch Pinar Altan nimmt wahr, dass es in der Schweiz ausländerfeindliche Leute gibt. Zum Beispiel ihren Chef. Er nütze ihre Situation aus. Sie arbeitet seit zwei Jahren als Büroangestellte, was

eigentlich ihr Traumberuf wäre. Sie hat aber noch immer keinen festen Vertrag, wird im Stundenlohn bezahlt und erhält keinerlei Sozialleistungen. Wenn sie krank ist, bekommt sie anstelle des Lohns nur Vorwürfe vom Chef. Ihn hasst Pinar Altan: «Aber ich unterscheide, wer Ausländer ausnützt und wer nicht».

Trotz ihrer Situation – schlechtbezahlte Stelle, gescheiterte Ehe, zerrüttete Herkunftsfamilie – gibt Pinar nicht auf: Sie ist optimistisch und träumt von einer besseren Zukunft, wünscht sich, dass sie das Diplom als Büroangestellte im dritten Anlauf nun endlich schafft und dann eine andere Stelle antreten kann. Auch wünscht sie sich eine Familie. «Ich will gern einmal eine richtige Familie haben. Es ist mir gleich, ob es ein Schwarzer, ein Afrikaner, ein Jugoslawe ist, eigentlich nicht mehr ein Türke. Ich bin einmal mit einem Kurden verheiratet gewesen, und ich kann mich mit diesen Leuten nicht verstehen, die sind einfach zu grob. Es wäre für mich vom Verständnis her schon ein Schweizer, aber bis jetzt habe ich keinen Schweizer gefunden, von dem es mir das Herz reingezogen hätte. Wenn sie gleichaltrig sind, also 24- bis 25jährig, denken sie ganz anders, nur an Disco und schon gar nicht an Familie. Zumindest die Leute, die ich kennengelernt habe, die waren so. Die sind 25, aber die sehen immer noch wie neunzehn aus und denken etwas anderes. Ich will jetzt auch nicht gleich ein Kind. Aber von der Gesundheit her wäre es nötig.» Pinar hat seit drei Jahren gesundheitliche Probleme mit der Gebärmutter. Die Ärzte meinen, sie müsse sich bald operieren und die Gebärmutter entfernen lassen. «Aber obwohl ich es nötig habe, mache ich es nicht, weil ich eine schöne Familie haben möchte. Es ist nicht unbedingt, dass ich jemanden heiraten müsste, aber einfach zusammenleben, auf Papier oder zuhause, nur ein Kind haben, damit ich alles dem geben kann und glücklich sein. Das wäre das Happyend. Und der zweite Wunsch wäre: dass wir einmal die ganze Familie, nicht die eigene Familie, also die Familie von Mutter und Vater, einmal zusammen an einem Tisch essen könnten. Das wäre ein wichtiger Wunsch, wenn einmal die Familie an einem Tisch sitzen könnte und essen. Das habe ich nie erlebt.»

Interview: Caroline Bühler und Nicole Stolz

Asylpolitik in der Schweiz

In der Schweiz stellen jährlich durchschnittlich 20 000 Personen ein Asylgesuch. Die Anerkennungsquote liegt bei 5 bis 10 %, wobei mit einer kürzeren oder längeren Bleibequote von ungefähr der Hälfte aller Asylsuchenden gerechnet wird. Gleichzeitig hat sich die Einwanderung in den letzten 20 Jahren strukturell von einer kontingentierten Arbeitsmigration zu einer Flüchtlingsmigration ohne vorherige Genehmigung gewandelt, die über das Asylverfahren geregelt wird. Heute reisen 40 bis 50 % aller Ausländer spontan ein, 20 bis 30 % aufgrund von Arbeitskontingenten und die restlichen 20 bis 30 % im Rahmen von Familienzusammenführungen.

Der Anteil der ausländischen Wohnbevölkerung liegt mit 18 % zirka 8 % über dem europäischen Durchschnitt. Diese Abweichung ist jedoch nicht in einer stärkeren Einwanderung begründet, sondern in einer restriktiveren Einbürgerungspraxis. In der Schweiz ist eine Einbürgerung schwieriger und kann erst zu einem späteren Zeitpunkt erfolgen als in anderen Ländern. Mehr als die Hälfte aller Ausländer/innen lebt seit mehr als zehn Jahren in der Schweiz. Der Anteil der Ausländer/innen, die aufgrund des Asylgesetzes eingewandert sind, liegt knapp unter 10 %.

Die Ausgestaltung der Migrationspolitik steht im Spannungsfeld zwischen den Entwicklungszielen und der Aufnahmefähigkeit der Schweiz einerseits und den Möglichkeiten zur Steuerung von Wanderungsbewegungen andererseits. Durch den grossen Anteil der Einreisen ohne vorherige Genehmigung und den Anteil einer Bleibequote von 40 % ohne rechtlichen Status rückten in den 90er Jahren die Steuerungsmöglichkeiten der Migration immer wieder in den Mittelpunkt schweizerischer Politik. Dies drückte sich unter anderem in einem raschen Rhythmus von Gesetzesänderungen aus. Als Ende der 80er Jahre erstmals viele Türk/innen und Kurd/innen in die Schweiz flüchteten, wurde beispielsweise ein neuer, verkürzter Verfahrenstyp eingeführt. Dieses «Verfahren 1988» sah vor, alle Asylsuchenden zentral in Lager in ländlichen Gebieten unterzubringen und «unsubstantiierte Anträge» innerhalb von kurzer Zeit, ohne eigentliches Eintreten auf die individuellen Fluchtgründe, rasch zu erledigen. Gleichzeitig wurde ein dreimonatiges Arbeitsverbot eingeführt. Ein dringlicher Bundesbeschluss, der 1990 Zwangsmassnahmen einführt, sollte die illegalisierte ausländische Wohnbevölkerung stabilisieren respektive Vollzugsprobleme bei Ausschaffungen lösen. Im Sommer 1998 wurde das Asylgesetz vollständig revidiert. Auf diese weitere Verschärfungen ergriffen Hilfswerke und linke Parteien das Referendum.

Quellen

Asylstatistik 1997. Herausgegeben vom Eidg. Justiz- und Polizeidepartement, Informatik und Statistikdienst, Bundesamt für Flüchtlinge, Bern 1998.

Arbenz, Peter: Bericht über eine schweizerische Migrationspolitik, Bern 1995.